

Schule in der digitalen Kultur

Christian Swertz, Universität Wien

September 2010

1 Einleitung

Das ist alles sehr bedauerlich: Da wird mit der Digitalen Grundbildung ein neuer Gegenstand für die österreichischen Schulen eher Hals über Kopf als sorgfältig bedacht geplant. Und dann wird der Gegenstand ohne Zuteilung irgend welcher Ressourcen beschlossen - als ob Unterricht sich von selbst erteilen würde. Das legt die Vermutung nahe, dass da bestenfalls Symbolpolitik betrieben wurde. Für eine wohlfeile Presseerklärung sind die Beschlüsse allemal gut, Kosten entstehen keine - und die Lehrerinnen und Lehrer werden es schon richten. Also ist es für Lehrerinnen und Lehrer wohl am besten, freundlich zu lächeln, ansonsten auf das Beharrungsvermögen des Schulsystems zu setzen und die Symbolpolitik symbolisch umzusetzen: Wenn politisch nur so getan wird, also ob Erneuerung betrieben wird, genügt es auch, nur so zu tun, als würde die Erneuerung umgesetzt.

Andererseits ist ein großer und wichtiger Schritt gelungen. Denn die Einführung neuer Gegenstände in der Schule ist, nicht zuletzt wegen der Bedeutung, die Schule für die Gesellschaft hat, ein seltenes und kaum überzubewertendes Ereignis. Und die Etablierung von Digitaler Grundbildung als

Gegenstand zu beginnen, war mehr als überfällig. Aber wo sollte begonnen werden? Ohne Schulfach gibt es keine Ausbildung, ohne ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer kann kein Schulfach eingerichtet werden, ohne Schulfach und ohne Ausbildung (also als Querschnittsmaterie) gibt es keinen qualifizierten oder überhaupt keinen Unterricht, ohne die Stunden anderer Gegenstände zu reduzieren gibt es keine Ressourcen, ohne eine budgetneutrale Gesetzesvorlage gibt es keine Mehrheit im Parlament – eine ausweglose Situation. Unter diesen Bedingungen kleine Schritte in eine neue Richtung zu machen ist sicher eine gute Idee. Denn dann kann auf dem Weg nachjustiert werden und niemand wird vor vollendete Tatsachen gestellt, aber viele werden darum gebeten, sich mit der Sache zu beschäftigen. Die Gelegenheit, dass sich die nötige 2/3 – Mehrheit im Parlament im Sommer 2016 finden lies, war dafür selten günstig. Und es ist den politischen Entscheiderinnen und Entscheidern hoch anzurechnen, dass sie die Gelegenheit nicht haben verstreichen lassen, wofür es reichlich Anlass gegeben hätte, sondern die Entwicklung angestoßen haben.

Ist die Einführung der Digitalen Grundbildung nun irrelevante Symbolpolitik oder ein mutiger Schritt in die richtige Richtung? Es scheint so, dass die Bewertung des Beschlusses zur Einführung der Digitalen Grundbildung als verbindliche Übung zwischen den beiden Polen changiert. Auf der einen Seite ist eine vehemente Ablehnung zu vernehmen. Auf der anderen Seite gibt es großen Optimismus. Das ist Anlass genug, einen Schritt zurück zu treten und einen distanzierteren Blick auf die Sache zu werfen, der es vielleicht ermöglicht, Kompromisse und einen gemeinsamen Weg zu finden. Wie können die Differenzen also verstanden werden?

Aus medienpädagogischer Sicht ist es zunächst wenig nicht überraschend, dass die Etablierung eines neuen Mediums in einer bestehenden Kultur auf Ablehnung stößt. Denn das ist recht zuverlässig bei der Etablierung fast aller Medien geschehen: War nicht schon die Einführung der Schriftsprache eine Katastrophe für das Gedächtnis, wie Platon im Mythos vom Theut bedauert? Hat nicht der Buchdruck zur Entstehung und Verbreitung der Lese-

sucht geführt (und war nebenbei verantwortlich für den 30jährigen Krieg)? Hat nicht das Kino erheblich zur Verrohung der Jugend beigetragen? Und das Fernsehen uns alle dick und dumm gemacht? Solche zur Zeit der Entstehung der jeweiligen Medien geäußerten Vermutungen sind nachträglich schwer einzuschätzen. Zwar haben alle Kulturen die jeweils neuen Medien integrieren können – aber ob die Integration jeweils gelungen ist oder nicht, kann nur schwer beurteilt werden, weil jeder Maßstab zur Beurteilung medialer Entwicklungen nur durch die Verwendung von Medien diskutiert werden kann und die Diskussion daher immer auch vom Gegenstand betroffen ist.

Möglich ist es aber, aus heutiger Sicht einen Blick zurück zu werfen. Der Blick zurück zeigt, dass die Einführung neuer Medien zwar jeweils für erhebliche kulturelle Konflikte gesorgt hat, dass aber die Integration der Medien in die Lebenswelt und den gesellschaftlichen Alltag stets so erfolgt ist, dass die Konflikte bearbeitet wurden. So erscheint die Gefahr der Lese-sucht als kaum noch problematisch. Und auch für die immer wieder geäußerte Gefahr, dass viele Bücher die Menschen in virtuelle Phantasiewelten entführen und also verboten werden sollten, wurde offenbar eine Lösung gefunden, die nicht im Verbot der meisten Bücher besteht.

Solche Lösungen haben sich nicht von selbst ereignet. Erforderlich war eine produktive Auseinandersetzung und eine gemeinsame Gestaltung. Das ist nicht so einfach zu erreichen. Denn dass Entwicklungen aus bestimmten Perspektiven als problematisch beurteilt werden können, ist nicht von der Hand zu weisen, wie z.B. der häufige exzessive Fernsehkonsum von Seniorinnen und Senioren oder die Publikation von bürgerlichen Zeitungen durch kommerziell orientierte Verlegerinnen und Verleger.

Das wirft die Frage auf, was eigentlich als problematisch zu sehen ist – und was nicht. Aus medienpädagogischer Sicht erscheint die Antwort auf die Frage zunächst einfach. Denn eine Begründung für medienpädagogisches Handeln erfordert den Nachweis, dass ein Gegenstand erstens dazu geeignet ist, Bildungsprozesse anzuregen, und sich zweitens Menschen, die den Ge-

genstand beherrschen, als gebildet verstehen.

Bildung als Maßstab medienpädagogischen Handelns ist bei genauerer Betrachtung allerdings keine einfache Lösung. Schon der Umstand, dass mit dem Wort Bildung in der Wissenschaft zwei aufeinander bezogene, aber nicht identische Begriffe bezeichnet werden - Bildung als Prozess (sich bilden und gebildet werden) und Bildung als Zustand (gebildet sein) – macht auf die Komplexität der Sache aufmerksam. Problematisch ist aber vor allem, dass jede Vorstellung des gebildet Seins wegen des notwendig begrenzten und unvollständigen wissenschaftlichen Wissens immer auch auf den persönlichen Geschmack und die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse bezogen ist. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden aber von den Medien mit bestimmt – und zwar nicht nur von den Inhalten, sondern auch von den Eigenschaften der Technik. An dieser Stelle beißt sich die Katze in den Schwanz, denn es sind ja genau die Medien, die beurteilt werden sollen, und zugleich das Urteil beeinflussen.

Dieser Zirkel ist nicht einfach aufzulösen, vor allem, wenn auch noch bedacht wird, dass auch die Vorstellung davon, was ein autonomes Subjekt ist oder was ein freier Mensch ist, in bestehende Strukturen verwoben ist – und es durchaus bezweifelt wird, dass Menschen dazu in der Lage sind, sich unter diesen Umständen selbst zu bestimmen.

Allerdings lässt sich gegen den Zweifel an jeder Möglichkeit der Selbstbestimmung einwenden, dass diese Strukturen sich nicht selbst geschaffen haben, sondern geschaffen worden sind. Schon der schlichte Umstand, dass der Hinweis auf die Strukturen eben notiert wurde, macht deutlich, dass es durchaus möglich ist, eine Distanz zu das Denken bestimmenden Strukturen aufzubauen und eine reflektierte und gestaltende Haltung einzunehmen.

Eine solche Distanz kann zu jedem Medium eingenommen werden. Das ermöglicht kein Urteil darüber, welches der Medien nun besser oder schlechter ist. Mit dem Begriff der Medienbildung kann nicht zwischen Buchkultur und digitaler Kultur entschieden werden. Beide Medien können distanziert, reflektiert und gestaltet werden. Diese objektiv bestehende Möglichkeit ver-

langt nun die Anerkennungen ihrer Geltung. Kritik und Kreativität werden damit zum Maßstab medienpädagogischen Handelns.

Medienkritik wird allerdings im Blick auf den Buchdruck, wohl weil der Buchdruck schon so lange etabliert ist, in bestimmter Hinsicht kaum betrieben. Die Frage nach Geschäftsmodellen und Unternehmensstrukturen in der Verlagsbranche wird z.B. ebenso selten thematisiert wie die Frage, wie eigentlich die Zerlegung der Sprache in die nebeneinander stehenden Buchstaben im immer gleiche Exemplare produzierenden Buchdrucks unser Selbstverständnis als Menschen prägt – oder wie man sich durch die Produktion von Flugblättern an der Öffentlichkeit beteiligen kann.

Wenn solche Fragen vorgenommen werden, kann auch das Medium des Buchdrucks als Exempel zur Vermittlung von Medienkompetenz verwendet werden. Digitale Medien sind zur Vermittlung von Medienkompetenz insofern nicht unbedingt erforderlich. Allerdings haben sich die Menschen kollektiv dafür entschieden, Digitale Medien als Kulturtechnik zu akzeptieren. So etwas passiert natürlich ebenfalls nicht von alleine, und der Prozess ist, ebenso wie das bei der Etablierung der Schriftsprache oder des Buchdrucks der Fall war, mit Machtinteressen verbunden, so dass es im Sinne der Vermittlung von Medienkritik durchaus sinnvoll ist, zu fragen, wem eigentlich die Verbreitung von bestimmten Medien nützte oder nützt. Aus pädagogischer Sicht können aber angesichts der weltweiten Akzeptanz der Etablierung digitaler Kulturen diese Kulturen kaum sinnvoll abgelehnt werden. Die Entwicklung muss zur Kenntnis genommen werden, kann aber durchaus distanziert werden. Damit wird die Etablierung der digitalen Kultur zur Aufgabe, für die eine Distanzierung in reflektierender und gestaltender Absicht zum Maßstab gemacht werden kann.

Diese Aufgabe ist eine erhebliche Herausforderung – nicht nur wegen der Verstrickungen in die Sache, sondern auch, weil es derzeit einen Konflikt zwischen Druckkultur und digitaler Kultur gibt. Ein wesentliches Problem dabei ist, dass dieser Konflikt als solcher kaum erkannt wird und oft mit geringer Toleranz und wenig Verständigungsbereitschaft geführt wird. Das ist

z.B. an der schon einmal verächtlichen Wortwahl zu erkennen, wenn Angehörige einer Medienkultur Angehörige anderer Medienkulturen z.B. als „Demente“ und „Noobs“ bezeichnen.

Wissenschaftlich kann zwischen Medienkulturen nicht entschieden werden kann. Markiert werden können allenfalls Unterschiede, aber eine wertende Position kann in diesem Kontext nicht begründet werden, ohne dabei Wertungen vorzunehmen. Allerdings muss auch nicht entschieden werden, weil eine friedliche Koexistenz verschiedener Medienkulturen und sogar eine individuelle Partizipation an verschiedenen Medienkulturen durchaus möglich ist und dazu beitragen kann, sich selbst als gebildet zu verstehen.

Pädagogisch ist es daher möglich und sinnvoll, Menschen dazu aufzufordern, ihre Medienkultur zu reflektieren und zu gestalten. Die damit implizierte Aufforderung zur Selbstbildung ist genau das, was Allgemeine Bildung ausmacht. Und dazu liefert die Medienpädagogik wegen der Relevanz von Medien für Bildung, die ohne Medien überhaupt nicht möglich ist, einen relevanten Beitrag.

Diese Argumentation stand nun Pate bei zwei Teilen des Lehrplans für Digitale Grundbildung: Im Lehrplan für Digitale Grundbildung wird die Aufgabe formuliert, Schülerinnen und Schüler zur Reflexion und Gestaltung ihres Verhältnisses zu Medien aufzufordern – und sie auch dazu aufzufordern, Medien zu gestalten. Wie das in der Praxis genau zu erfolgen hat, sollte nicht Gegenstand eines Lehrplans sein, denn das kann nur in der Praxis unter Berücksichtigung der Voraussetzungen der jeweiligen Schülerinnen und Schüler und den lokalen Bedingungen des Unterrichts entschieden werden – wie bei jedem anderen Unterricht auch. Insofern fordert der Lehrplan Lehrerinnen und Lehrer dazu auf, Unterricht zu gestalten, schreibt aber die Gestaltung nicht vor.

In diesem Sinne wird in der Präambel zwischen digitaler Bildung und Medienkompetenz unterschieden. Medienkompetenz wird dabei nicht auf digitale Medien, sondern auf Medien allgemein bezogen. Insofern ist es möglich, dass sich Lehrerinnen und Lehrer dafür entscheiden, Digitale

Grundbildung ohne digitale Medien zu unterrichten – und das ist durchaus beabsichtigt, auch wenn es nicht in der Absicht des Lehrplans liegt, dass Schulen auf die Auseinandersetzung mit digitalen Medien schlechthin verzichten.

Wenn dann über den Buchdruck in der Absicht der Vermittlung von Medienkompetenz unterrichtet wird, ist das schon ein erster Kompromiss zwischen Buchkultur und digitaler Kultur. Ein konkreteres Beispiel dafür ist die Thematisierung der eigenen Medienbiografie. Medienbiografien werden nicht nur in der Präambel genannt, sondern sind auch im Lehrstoffs enthalten: Schülerinnen und Schüler sollen die eigene Medienbiographie und ihre Medienerfahrungen im persönlichen Umfeld reflektieren können. Ob und wie das dann zu einem Anlass für Selbstbildung wird, muss den Schülerinnen und Schülern überlassen werden. Entscheidend ist Anregung zur distanzierenden Reflexion, nicht aber die Vermittlung eines Wissens darüber, wie eine „richtige“ oder „gute“ Medienbiografie auszusehen hat – damit würde nur der Konflikt zwischen Medienkulturen unbegründet prolongiert.

Ein zweites Beispiel ist die im Lehrplan enthaltene Fähigkeit zur Mitgestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung durch die Teilnahme am öffentlichen Diskurs. Auch dafür sind digitale Medien nicht erforderlich, auch wenn aktuelle politische Praktiken es sinnvoll erscheinen lassen, digitale Medien im Blick auf diesen Lehrplanpunkt zu thematisieren. Interessant könnte es dann etwa sein, mit den Schülerinnen und Schülern zu diskutieren, mit welchem Medium welches Interesse am besten artikuliert werden kann. Wenn es z.B. um Entscheidungen in der eigenen Schule geht, können Flugblätter und Zeitungen durchaus das Mittel der Wahl sein – nicht zuletzt, weil Lehrende zur Buchdruckkultur tendieren -, während europäische Probleme mit digitalen Medien vielleicht besser kommuniziert werden können. Dabei kann es nicht darum gehen, die richtige Politik zu vermitteln. In den Mittelpunkt rückt die Fähigkeit, am Diskurs teilzunehmen – und dazu gehört klarerweise nicht nur die Äußerung der eigenen Meinung, sondern auch die Kenntnisnahme anderer Meinungen, die Suche nach Argumenten und die

Suche nach möglichen Kompromissen.

Neben dem Kompromiss zwischen der Buchkultur und der digitalen Kultur beinhaltet der Lehrplan auch einen Kompromiss zwischen Allgemeiner Bildung und Beruflicher Bildung. Bisher wurde habe ich vor allem mit dem Bildungsgedanken argumentiert, der aus pädagogischer Sicht den relevanten Maßstab liefert. Schule muss aber nicht nur dem Maßstab der Bildung genügen, sondern als pädagogische Institution auch gesellschaftlichen Forderungen entsprechen. Im politischen und ökonomischen Feld formulierte Forderungen beziehen sich oft auf gesellschaftliche Nützlichkeit, die zwar mit der Fähigkeit zur politischen Teilhabe schon angesprochen ist, in der öffentlichen Diskussion aber eher auf berufliches Wissen bezogen wird. Auch an dieser Stelle kann aus wissenschaftlicher Sicht keine eindeutige Position argumentiert werden, nicht zuletzt, weil auch die Wissenschaft ein Berufsfeld ist. Genau das kann aber als Position in's Spiel gebracht werden. Wenn man das tut, wird es sinnvoll, Allgemeine Bildung und Berufliche Bildung möglichst konstruktiv zu verbinden.

Bildung und Ausbildung sind nun mit dem Medienkompetenzbegriff immer schon aufeinander bezogen. Denn mit dem Medienkompetenzbegriff werden Medienkunde und Mediennutzung, also die Fähigkeit, Geräte handhaben zu können und zu verstehen, ebenso betont wie Medienkritik und Mediengestaltung. Mediennutzung und Medienkunde werden im Lehrplan mit dem Begriff der digitalen Bildung bezeichnet (womit Berufliche Bildung gemeint ist). Dieser Teil des Lehrplans ist an das bereits etablierte DigiKomp – Konzept angelehnt. Nebenbei sei bemerkt, dass durch den breiten Kompromiss, der dem Lehrplan zu Grunde liegt, auch die derzeit in Arbeit befindlichen Weiterentwicklungen des DigiKomp – Konzepts vorweggenommen werden.

Der Lehrplan Digitale Grundbildung verbindet damit Interessen von Vertreterinnen und Vertretern der ökonomischen und der pädagogischen Kultur ebenso wie die Interessen von Vertreterinnen und Vertreten der digitalen Kultur und der Buchdruckkultur. Es handelt sich um einen klassischen

Kompromiss, der es durch die Breite der Lehrplanpunkte erlaubt, das umfangreiche und vielfältige Wissen über Medien angemessen zu vermitteln. Damit bietet der Lehrplan den notwendigen Spielraum für die Gestaltung von Unterricht über Medien.

Dass im jeweiligen Unterricht individuelle Schwerpunkte gesetzt werden, ist selbstverständlich und wünschenswert. Reflexion und Gestaltung dabei ebenso zu verbinden wie pädagogische mit ökonomischen Interessen und Buchdruckkultur und digitale Kultur zu berücksichtigen ist allerdings ein Ideal, das kaum zu erreichen ist, das durch gemeinsame Vielfalt in Kollegien aber angestrebt werden kann. Die Vielfalt in Kollegien und die Option des fächerübergreifenden Unterrichts bietet dazu umfangreiche Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten können, in Schulen, wie unsere Beobachtungen gezeigt haben, auch bei heterogenen Ressourcen sehr gut genutzt werden, wenn in den Kollegien eine gemeinsame Gestaltung unternommen wird.

Dass für die Gestaltung auch entsprechende Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, ist dringend erforderlich, und erscheint angesichts der parteiübergreifend artikulierten Relevanz der Digitalen Bildung nicht unrealistisch. Die wesentliche Herausforderung wird es dann sein, die Komplexität und Breite des über viele Forschungsgebiete verteilten Wissens über Medien mit den Kollegien mit den Schulen zu kommunizieren und so das Fach gemeinsam zu gestalten.

This work is licenced under the Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 Austria License. To view a copy of this licence, visit <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/at/> or send a letter to Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.